

Gott blickt auf die Menschen – die Menschen blicken auf Gott

Theologie und Anthropologie im Neuen Testament

Thomas Söding

Der Blick Gottes auf die Menschen ist dem Neuen Testament zufolge scharf und liebevoll. Er ist scharf, weil Gott nicht auf die Person schaut, sondern ins Herz der Menschen; er ist liebevoll, weil Gott, ihr Schöpfer, die Menschen nicht in die Irre leitet, sondern nach ihnen Ausschau hält, wie der gute Vater des verlorenen Sohnes im Gleichnis Jesu (Lk 15,11-32). Die Menschen blicken dem Neuen Testament zufolge in alle möglichen Richtungen, besonders auf sich selbst; ihr Blick ist dann getrübt. Aber sie haben lichte Momente. Das sind die wunderbaren Augenblicke des Glaubens: wenn sie auf Gott schauen und alles darauf setzen, dass Gott sie liebt, in all ihrer Schuld und Not. Der Schriftsteller Arnold Stadler schreibt: „Die schönste Richtung ist die Himmelsrichtung.“ Die möchte man allen Menschen nahebringen.

Dass Gott auf die Menschen schaut und die Menschen auf Gott schauen (sollen), ist eine biblische Überzeugung, die tief in den heiligen Schriften Israels verwurzelt ist und so von der Urgemeinde aufgenommen worden ist. Im Neuen Testament wird dieser Blickwechsel christologisch beleuchtet. Gott schaut auf die Menschen mit den Augen Jesu; Jesus, so der urchristliche Glaube, schaut auf die Menschen mit den Augen Gottes. Und umgekehrt: Menschen blicken auf Gott, indem sie auf Jesus schauen, und sie blicken auf Jesus, um Gott zu schauen. Es ist der Heilige Geist, der die Augen öffnet und die Gesichter strahlen lässt.

Anders als das Judentum und der Islam ist das Christentum eine Religion auch der Bilder. Jede Ikone öffnet dafür die Augen. Die Christusikone steht im Zentrum. Die Orthodoxie hat diese Tradition noch stärker inspiriert als der Westen. Sie kennt Bilderstürmer. Aber auf dem 2. Konzil von Nikaia (787 n. Chr.) ist für die Christenheit geklärt worden, dass Bilder nicht angebetet, sondern verehrt werden und dass sie ihre religiöse Bedeutung darin haben, dass alle, die sie im Glauben betrachten, „aufgerichtet werden zur Erinnerung an die Urbilder und zur Sehnsucht nach ihnen“. Ikonen verändern demnach diejenigen, die sie betrachten. Wer sie anschaut, ist nicht mehr in sich verkrümmt, sondern wird aufgerichtet; die Erinnerung an das wird geschärft, was Gott zum Heil der Menschen bereits getan hat, durch einen Menschen, der diesen Glauben verbürgt; und die Sehnsucht wird gestärkt, Gott und die Menschen, auch die eigene Person, in einem himmlischen Glanz zu sehen.

Ikone sind ein Fenster, ein Spiegel und ein Licht. Sie sind Fenster, weil sie beim Blick auf Christus die Nähe und das Geheimnis Gottes erkennen lassen, seine Gegenwart in diesem Menschen und mit ihm, mit Jesus oder seinen Heiligen, in allen Menschen. Ikonen sind Spiegel, weil sie beim Blick auf das Antlitz Christi und der Heiligen oder der Engel auch das eigene Gesicht erkennen lassen, im Zusammenhang einer Heilsgeschichte, die größer ist als die eigene Biographie, aber die Menschen einlädt, in ihr mitzuwirken. Die Ikonen sind Licht, das aus der Ewigkeit strahlt und diejenigen beleuchtet, die sie anschauen: Sie können sich selbst, aber auch die anderen Menschen besser sehen, mit allen Runzeln und Falten, aber auch mit einem Strahlen, das von Gott kommt.

Diese Theologie der Ikonen ist im Neuen Testament selbst angelegt. Denn nach dem Brief an die Kolosser ist Jesus Christus, der Irdische, der Gekreuzigte, der Auferstandene, „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Er ist der Mensch, der Gottes Unsichtbarkeit nicht aufhebt, sondern sichtbar macht. Er ist das Bilderverbot in Person, indem er den Menschen als Ikone Gottes vor Augen steht. Nach dem Kolosserbrief ist dieser Jesus das Vorbild aller, die ihm nachfolgen und dadurch zu Gott kommen, das sie Jesus nachahmen (Kol 3,10), unabhängig davon, wie es in der Sprache jener Zeit heißt, ob sie „Griechen oder Juden“ sind, „beschnitten oder nicht beschnitten, Fremder, Skythe, Sklave oder Freier“ (Kol 3,11). Im Zeichen des einen Gottes beginnt sich die Einheit der Menschheit zu verwirklichen – in der Kirche, so der Optimismus des missionarischen Aufbruchs, der die Schatten der kirchlichen Expansion noch nicht zu ahnen scheint.

Nach dem Apostel Paulus hat Gott selbst in ihm dieses Bild aufleuchten lassen: bei seiner Bekehrung. Er denkt an Mose, der auf dem Berg Sinai die Herrlichkeit Gottes so gesehen hat, dass sein Antlitz sie widerspiegelte und er sein Haupt verhüllen musste, um Israel zu schützen (Ex 34). Paulus geht bis auf die Genesis zurück, weil er sich als ein neuer Mensch erschaffen weiß, da er in Jesus Gott und sich selbst in Jesus erkannt hat: „Gott, der aus der Finsternis sprach: ‚Es werde Licht‘ (Gen 1,3), ist aufgeleuchtet in unseren Herzen“, und er beschreibt, wie dieser Lichtschein überspringt: „zum Leuchten der Erkenntnis des Glanzes Gottes auf dem Antlitz Jesu Christi“ (2Kor 4,6). Deshalb kann er im Blick auf alle, die an Jesus glauben, sagen, dass sie eine Erfahrung wie Mose auf dem Sinai machen können, wenn sie Jesus Christus so sehen, wie Paulus, der frühere Verfolger, ihn zu sehen gelernt hat, weil Gott ihm sein Bild offenbart hat, seinen Glanz im Elend des Gekreuzigten, der von den Toten auferstanden ist: „Wir alle aber, mit aufgedecktem Angesicht spiegeln wir den Glanz des Herrn wider, in dasselbe Bild werden wir verwandelt von Glanz zu Glanz“ (2Kor 3,18). Dies geschieht, so Paulus, durch den Heiligen Geist. Er lässt den Funken überspringen. Er macht Menschen menschlich, indem er ihnen Gott als Gott erscheinen lässt, die sie ihn über alles lieben sollen, damit sie sich selbst erkennen.

Diese Selbsterkenntnis ist durch den Blick auf den Gekreuzigten geprägt, der in seinem Elend unendlich weit von Gott entfernt ist, aber ihm unendlich nahe ist, weil Gott sich ganz und gar mit ihm identifiziert, Jesus von Nazareth, bis zu seinem letzten Atemzug und seinem letzten Schrei: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34 – Ps 22,2). Paulus zufolge ist das Kreuz von Golgotha, der allerprofanste Ort, das Allerheiligste (Röm 3,24f.). Denn auf die *via dolorosa* ist Jesus nicht gegangen, weil er eine Sünde begangen hätte, die er hätte büßen müssen, sondern weil er, der Heilige und Gerechte, sich mit den Sündern, identifiziert hat, um für sie – ihretwegen, an ihrer Stelle und ihnen zugute – den Tod zu erleiden, damit sie leben können.

Dieser Blick auf den Gekreuzigten, als Ikone Gottes, prägt das christliche Menschenbild: Nicht nur die Starken, die Gesunden, die Guten sind Gottes Ebenbild; auch im Abgrund der Sünde, im Elend der Krankheit, im Treibsand der Schwäche ist Gott gegenwärtig. Deshalb ist der barmherzige Samariter das Vorbild der Nächstenliebe (Lk 10,25-37). Mit David wird auch im Neuen Testament (Hebr 2,6-8; 1Kor 15,27; Eph 1,22) gebetet: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst? Des Menschen Kind, dass du seiner sich annimmst“ (Ps 8,5). Die Christinnen und Christen schauen mit diesen Worten auf Jesus, nicht nur den Starken, sondern auch den Schwachen, und mit ihm auf alle Menschen, die der Barmherzigkeit Gottes bedürfen, in erster Linie auf sich selbst und ihren Nächsten. Jedenfalls ist dies die Perspektive des Evangeliums, und wenn sie verzerrt oder verstellt wird, ist dies Anlass zu Buße und Umkehr, im Wissen um Gottes Gerechtigkeit und im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit.

Das Neue Testament spricht vom Glauben der Menschen an Gott; es spricht nicht vom Glauben Gottes an die Menschen. Aber es kennt dasselbe Wort, das auf Griechisch „Glaube“ heißt, auch in der Bedeutung „Treue“. Im Hebräischen ist es nicht anders. „Gott ist treu“, schreibt Paulus den Korinthern, „durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft mit seinem Sohn Jesus Christus, unserem Herrn“ (1Kor 1,9; vgl. 1Thess 2,4); „Gott ist treu“, wiederholt er später bei einem Rückblick auf die Wüstenwanderung Israels und die Herausforderungen des Christseins hier und jetzt, „er wird euch nicht über euer Können hinaus prüfen, sondern in der Prüfung einen Ausweg öffnen, durch den ihr gehen könnt“ (1Kor 10,13).

Die Treue Gottes ist seine Verlässlichkeit für Menschen. Seine Treue ist seine Liebe. So geht es schon aus den Worten der Prophetie Israels hervor (Sach 8,8; Dan 11,12). Diese Treue Gottes erfahren aufgrund der urchristlichen Mission auch Menschen, die nicht zum Gottesvolk der Juden gehören, aber erkannt haben, dass sie in die Kirche berufen worden sind, durch ein und denselben Gott. Ihre Gemeinschaft mit Gott ist durch die Gemeinschaft mit Jesus vermittelt, dem von Gott gesandten Menschen, der für sie den Tod auf sich genommen hat und für sie von den Toten auferstanden ist, wie das Glaubenskenntnis besagt (1Kor 15,3-5).

Die Treue Gottes geht den Gläubigen auf, wenn sie in die Gesichter all der anderen blicken, die sich gleichfalls von Gott angeschaut und sich in die Gemeinschaft Jesu berufen wissen: „nicht viele Weise ..., nicht viele Mächtige, nicht viele Hochgeborene“, wenn es nach weltlichen Maßstäben geht (1Kor 1,26), aber alle gerechtfertigt und geheiligt in Jesus Christus (1Kor 1,31). Die Treue Gottes erfahren sie, wenn sie wegen ihres Glaubens, wie so oft bis heute, verfolgt werden und nach einem Ausweg suchen, der ihnen vielleicht in diesem Leben nicht vergönnt sein wird, den Gott ihnen aber immer wieder hier und dort bereiten kann. Wie sehr hätte diese Hoffnung die Christenmenschen hindern müssen, andere um ihres Glaubens willen zu verfolgen und zu diskriminieren!

Im Zweiten Korintherbrief bindet Paulus die Treue Gottes, die von den Christusgläubigen erfahren wurde, an jene Verheißungen zurück, die er immer schon seinem Volk und damit allen Menschen mit auf den Weg gegeben hat: „Gott ist treu, weshalb unser Wort an euch nicht Ja und Nein ist; denn Gottes Sohn, Jesus Christus, der unter euch durch uns verkündet wurde, ist nicht Ja und Nein, sondern in ihm ist das Ja gesagt worden; denn so viele Verheißungen es gibt: in ihm ist das Ja – und deshalb durch ihn auch das Amen zu Gott“ (2Kor 1,18-20). Menschen, die an Gott glauben, sagen Ja und Amen zu ihm, weil sie wissen, dass er sie liebt, wie sie sind, aber nicht einfach Ja und Amen zu ihnen sagt, sondern sie auf eine Entdeckungsreise einlädt, wie groß und schön, wie geheimnisvoll und verborgen Gott ist, wie wundervoll aber auch ihr eigenes Leben ist.

Die Treue Gottes ist das, was neutestamentlich gemeint ist, wenn in Teilen der zeitgenössischen Theologie vom Glauben Gottes an den Menschen gesprochen wird. Gott steht zu seinem Wort; er vertraut es Menschen an; er macht Menschen zu Hörern und Verkündern des Wortes. Er sagt durch Jesus sein Ja zu allen Menschen. Oder in einer anderen biblischen Sprache: Gott hängt sein Herz an die Menschen; er öffnet es für sie; er erfüllt ihr Herz mit seiner Liebe.

Das Menschsein der Menschen kann für den christlichen Glauben in keiner größeren Weise anerkannt und geachtet werden als dadurch, dass Gottes ewiges Wort Fleisch geworden ist, in Jesus Christus, der deshalb, ein Mensch von Fleisch und Blut, den Glauben an Gott unter die Leute bringt. Das ist jedenfalls der Glaube, der sich im Johannesevangelium aus der Erinnerung an Jesus heraus bildet.

Die Bild-Theologie bleibt. „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat“ sagt Jesus (Joh 12,45; vgl. 14,9), nämlich Gott selbst. Jesus gibt ihm sein Gesicht. Wer sieht, wie Jesus lebt und wie er stirbt, wie er redet und handelt, welche Zeichen er setzt bis hin zur Auferweckung seines Freundes Lazarus von den Toten (Joh 11), gewinnt er Ahnung, wie Gott ist und was er mit den Menschen im Sinn hat: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gegeben hat“ (Joh 3,16).

Jesus selbst ist freilich ganz Auge: „Nichts kann der Sohn von sich aus tun, nur was er den Vater tun sieht“ (Joh 5,19). Dieser ständige Blick Jesu auf Gott ist Ausdruck der Liebe des Sohnes zum Vater, die sich in der Liebe des Vaters zum Sohn geborgen weiß. Deshalb, weil Jesus, ganz Mensch, auf den Vater schaut, kann er die Augen derer, die ihm Glauben schenken, für Gott öffnen. Weil Jesus nur tut, was er Gott tun sieht, ist er eins mit ihm (Joh 10,30). Wer an Jesus glaubt, darf deshalb hoffen, eins mit Gott zu werden und vollen Anteil an der Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn zu gewinnen. Um diese Einheit betet Jesus; dass seine Bitte erfüllt wird, ist die Hoffnung, von der die christliche Liturgie lebt (Joh 17).

Im Ersten Johannesbrief, der zu bekennen wagt: „Gott ist Liebe“ (1Joh 4,8.16) wird das Leben, das Menschen im Glauben an Gott inmitten aller Höhen und Tiefen ihres Lebens führen, beleuchtet. Auch hier spielt Gottes Treue die entscheidende Rolle. „Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht, damit er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit“ (1Joh 1,9). Das ist das Glaubensbekenntnis. Geglaubt wird nicht, dass Gott nur dann treu ist, wenn Menschen Reue zeigen, sondern umkehrt, dass sie seine Treue erfahren, wenn sie zu ihm umkehren, und dass seine Treue dann nicht darin besteht, dass er bis in alle Ewigkeit die Sünder auf ihre Missetaten festlegt, sondern dass er seine Lebendigkeit, seine Barmherzigkeit, seine Liebe wirken lässt. Deshalb kann der Briefautor Mut machen: „Denn wenn unser Herz uns auch verurteilt: Gott ist größer als unser Herz und weiß alles“ (1Joh 3,20). Er weiß nicht nur, was Menschen auf dem Kerbholz haben; er weiß auch, dass sie inmitten ihrer Schuld und Not Menschen bleiben: seine Geschöpfe, berufen zur Gemeinschaft mit ihm und untereinander, Brüder und Schwestern Jesu Christi.

Welche Konsequenzen hat ein solcher Glaube?

Die Apostelgeschichte des Neuen Testaments erzählt in großer Anschaulichkeit von den Herausforderungen der urchristlichen Mission, jenes Aufbruchs ins Weite, der die Verheißung Gottes wahr machen soll, seinen Segen in allen Völkern zu spenden. Sie erzählt nicht nur von großen Erfolgen und wunderbaren Begegnungen, sondern auch von schwierigen Misserfolgen und von harten Widerständen. Die größten Probleme, die Lukas, der Autor, in seiner ersten Kirchengeschichte beschreibt, liegen nicht bei den Menschen, die das Wort Gottes hören sollen, um ihm Glauben zu schenken, sondern bei denen, die es verkünden, weil sie nicht glauben können, wie weit der Geist Gottes sie führt und wie nahe Gott bei denen ist, die noch nie etwas von Gott gehört oder ihren Glauben nicht in derselben Gemeinschaft leben. Die Apostelgeschichte deckt diese Schwierigkeiten nicht zu, sondern auf; dadurch lädt sie zu einer Lektüre ein, die immer neu nach Wegen sucht, Gott und die Würde des Menschen so eng wie möglich aufeinander zu beziehen.

Ein Paradebeispiel liefert Petrus. Nach der Apostelgeschichte ist er es, der es als erster wagt, Menschen zu taufen, die nicht aus dem Judentum stammen, aus dem ja Jesus selbst und auch Petrus stammen: den heidnischen Hauptmann Cornelius und seine Familie. Petrus glaubt sich aufgrund seines Judentums gezwungen, keinen Umgang mit Heiden zu pflegen; er denkt, dass sie unrein wären und ihn verunreinigen würden, wenn er mit ihnen in Berührung kommt.

Aber damit, muss er lernen, liegt er schief. In einer Siesta-Offenbarung sieht er ein ganzes Segeltuch voll religiösen Ekelfleisches auf sich herabkommen und hört: „Schlachte und iss“ (Apg 10,13). Petrus wehrt sich: „Nie habe ich etwas Unreines und Unheiliges gegessen“ (Apg 10,14). Aber er muss sich sagen lassen: „Was Gott gereinigt hat, nenne du nicht unrein“ (Apg 10,15). Was diese mittägliche Vision bedeutet, wird ihm bald klar, als eine Delegation von Cornelius kommt und ihn einlädt, zu ihm nach Hause zu kommen. Petrus weiß noch nicht, wie ihm geschieht. Aber er lässt sich zu einer Umkehr bewegen, die eine ebenso große Bedeutung hat wie seine Reue, nachdem er Jesus verleugnet hat. Cornelius, der ihm ehrfürchtig zu Füßen fällt, bescheidet er: „Steh auf, ich bin auch ein Mensch“ (Apg 10,26). Der im Haus versammelten Menge erklärt er: „Mir hat Gott gezeigt, dass man keinen Menschen unrein oder unheilig nennen soll“ (Apg 10,28). Da ihm Cornelius erzählt, wie Gott seine Gebete, die Bitten eines gottesfürchtigen Heiden, erhört habe, legt Petrus nach: „Wahrhaftig, jetzt erkenne ich, dass Gott nicht auf die Person schaut, sondern dass ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und Gerechtigkeit übt“ (Apg 10,34f.). Der Heilige Geist ist schneller als er; er kommt auf die versammelte Hausgemeinde des Cornelius herab, so dass Petrus mit der Taufe nachvollzieht, was dem Glauben aller Beteiligten nach Gott vorentschieden hat. Später, als er in Jerusalem von Judenchristen wegen der Grenzverletzung angeklagt wird, erzählt er die Geschichte seiner Überzeugung und schlussfolgert, das Herabkommen des Heiligen Geistes auf die gesamte Hausgemeinde im Gedächtnis: „Wenn nun Gott ihnen dasselbe Geschenk gemacht hat wie uns: Was bin ich ermächtigt, Gott zu hindern?“ (Apg 11,17).

Auf diese Geschichte fällt ein doppelter Schatten. Erstens ist sie in der Geschichte der Exegese oft antijüdisch gedeutet worden, während sie doch gerade die Kraft und Treue des einen Gottes namhaft macht, im Namen Jesus die Heiligkeit eines jeden Menschen zu erkennen, wie dies in der Schöpfungsgeschichte grundgelegt ist und das Evangelium Jesu bewahrheitet. Gott reinigt, was unrein ist; er heiligt, was profan ist. Zweitens ist die Geschichte als Legitimation einer Mission herangezogen worden, die eher an eine Zwangsbeglückung erinnert als an jene Befreiung, die sie für Cornelius und die seinen, aber auch für Petrus und die gesamte Urgemeinde ist. Ohne das Bekenntnis des einen Gottes, ohne den Glauben an die Treue Gottes, seine Verheißung wahr zu machen, hätte es diese Begegnung, die Gemeinschaft zwischen Petrus und Cornelius, zwischen Juden und Heiden nicht gegeben.

Die Geschichte selbst wirft allerdings ein Licht, das den Schatten erleuchten kann. Mission ist Dialog. Mission antwortet auf eine Bitte. Mission nimmt wahr, wo der Geist Gottes bereits ist. Mission ist in erster Linie die Konversion derer, die aufbrechen, um anderen Menschen zu zeigen, wie wertvoll, wie liebensbedürftig und liebenswert sie in Gottes Augen sind.

Deshalb bricht das christliche Evangelium die Brücken zum Judentum nicht ab, sondern baut sie auf. So kann das Christentum, wie das Zweite Vatikanische Konzil gezeigt hat, Respekt gegenüber dem Islam aufbringen. So kann das Christentum nach einer interreligiösen, globalen Partnerschaft suchen, die Liebe zu Gott mit der Liebe zum Nächsten zu vereinen, über alle Grenzen von Nationen und Religionen hinweg.

Lehrstuhl Neues Testament
Katholisch-Theologische Fakultät Münster
Ruhr-Universität Bochum

nt@rub.de
www.rub.de/nt
www.facebook.com/neues.testament